

dtv

Seit dem Tod ihrer Eltern lebt die 17-jährige Lucía in einer Klosterschule in Madrid. Ihr Leben verläuft recht eintönig, bis sie eines Tages dem Historiker Manuel begegnet, der sofort von ihr fasziniert ist. Lucía ähnelt einer historischen Figur, die der Experte für die spanische Renaissance mit Besessenheit erforscht: die unglückliche spanische Königin Johanna, Mutter des späteren Kaisers Karl V., die Ende des 15. Jahrhunderts wegen legitimer Machtansprüche, leidenschaftlicher Liebe und Eifersucht als junge Frau bis zu ihrem Tod eingesperrt worden war. Manuel weiß alles über Johanna die Wahnsinnige, wie sie in den Geschichtsbüchern genannt wird. Was ihm fehlt, ist einzig die Innensicht auf die Gefühlswelt dieser außergewöhnlichen Frau. Dazu braucht er Lucía. Neugierig willigt das Mädchen ein. Bei heimlichen Treffen in seiner Wohnung lässt sie sich – gekleidet wie einst Johanna – von Manuels eindringlichen Erzählungen 500 Jahre zurückversetzen. So tief taucht sie in die Persönlichkeit Johannas ein, dass deren Empfindungen zu ihren eigenen werden und Phantasie und Wirklichkeit zu verschwimmen beginnen ...

Gioconda Belli, in Managua geboren, studierte in Spanien und den USA. Ab 1970 beteiligte sie sich am Widerstand der Sandinistischen Befreiungsfront FSLN gegen die Somoza-Diktatur ihres Landes. Nach 1979 arbeitete sie vor allem in der politischen Bildung und als Kulturredakteurin. Sie lebt heute als Schriftstellerin in Managua und San Francisco/USA.

Giconda Belli

Das Manuskript der Verführung

Roman

Aus dem nicaraguanischen Spanisch von
Elisabeth Müller

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
November 2007
3. Auflage Juni 2008
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2005 Gioconda Belli
Titel der Originalausgabe:
›El pergamino de la seducción‹
(Seix Barral, Barcelona 2005)
© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Deutsche Erstveröffentlichung: Wuppertal 2005
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Mikael Dubois/Johnér
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21036-2

»... any woman born with a great gift in the sixteenth century would certainly have gone crazed, shot herself or ended her days in some lonely cottage outside the village, half witch half wizard, feared and mocked at.«

Virginia Woolf: *A Room of One's Own*

Kapitel 1

Manuel sagte, wenn ich mich auf bestimmte Bedingungen einließe, wollte er mir das Leben von Johanna von Kastilien erzählen, die ihren Mann, Philipp den Schönen, bis zum Wahnsinn liebte.

Manuel war Dozent an der Madrider Universität Complutense. Sein Spezialgebiet war die spanische Renaissance. Ich ging noch zur Schule. Ich war siebzehn Jahre alt und lebte seit meinem dreizehnten Lebensjahr, in dem meine Eltern bei einem Flugzeugabsturz tödlich verunglückt waren, in einer Klosterschule in Madrid, weit weg von meiner kleinen lateinamerikanischen Heimat.

Manuels Stimme berührte mich tief und bewirkte so etwas wie ein unterschwelliges Brodeln, in dem Gesichter, Möbel, Wandbehänge, kristallene Kandelaber und Rituale aus längst vergangenen Zeiten an die Oberfläche geschwemmt wurden.

»Was für Bedingungen?«, fragte ich.

»Ich möchte, dass du die Szenen, die ich dir beschreiben werde, in deiner Fantasie mit Leben füllst, sie regelrecht vor dir siehst und dich hineinversetzt, dass du für ein

paar Stunden Johanna bist. Anfangs wird dir das nicht leicht fallen, aber, glaube mir, eine Welt aus Worten kann genauso real sein wie das Licht, das gerade auf deine Hände fällt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben erwiesen, dass das Gehirn ganz ähnlich reagiert, ob man mit offenen Augen in eine Kerze schaut oder ob man sich die Kerze mit geschlossenen Augen vorstellt. Wir Menschen sind offenbar in der Lage, nicht nur mit den Sinnen, sondern auch mit dem Geist zu sehen. In der Welt, die ich vor deinem geistigen Auge entstehen lasse, wirst du Johanna sein, falls du mitmachst. Ich kenne die geschichtlichen Zusammenhänge und die Fakten. Ich kann dich in ihre Zeit zurückversetzen, in die Gerüche, die Farben und die ganze Atmosphäre von damals. Das Einzige, was meiner Erzählung fehlt, ist die Innenansicht. Und die wird mir immer fehlen, weil ich ein Mann bin und ein verstandesfixierter, akribischer Historiker obendrein. So sehr ich mich auch bemühe, ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie sich die sechzehnjährige Johanna gefühlt hat, als sie auf dem Flaggschiff einer Armada aus hundertzweiunddreißig Schiffen ihre Heimat verließ, um Philipp den Schönen zu heiraten.«

»Und sie hat ihn nicht gekannt, sagst du?«

»Sie hatte ihn noch nie gesehen. Sie traf mit ihrer Eskorte von fünftausend Mann und zweitausend Brautjungfern, Hofdamen und Pagen in Flandern ein, um festzustellen, dass der Verlobte sie nicht am Hafen erwartete. Ich kann mir nicht vorstellen, wie sie sich da gefühlt haben muss. Genauso wenig bin ich in der Lage, ihre intimsten Regungen nachzuempfinden, als sie Philipp zum ersten Mal im Kloster von Lier begegnet ist und die beiden sich

so heftig und hoffnungslos ineinander verliebten, dass sie ihre Vermählung noch für denselben Abend anordneten, weil sie ihre Ehe, die von der Staatsräson arrangiert worden war, auf der Stelle vollziehen wollten.«

Wie oft hatte Manuel diese Begebenheit schon erwähnt? Wollte er mich vielleicht erröten sehen? Mit einem Lächeln überspielte ich meine Verlegenheit. Obwohl ich meine letzten Jahre von Nonnen umgeben in einem Kloster verbracht hatte, konnte ich mir die Szene lebhaft vorstellen und hatte keine Mühe, mich in Johanna's Gefühle hineinzusetzen.

»Ich merke, dass du mich verstehst«, lächelte Manuel. »Das Bild dieser jungen Frau verfolgt mich regelrecht. Stell dir vor, eine der gebildetsten Prinzessinnen der Renaissance, die, nachdem sie den Thron von Kastilien erbeutete, von ihrem neunundzwanzigsten Lebensjahr an bis zu ihrem Tod, siebenundvierzig Jahre später, in einer Festung gefangen gehalten wurde. Beatriz Galindo, die ›Lateinerin‹, eine der brilliantesten Philosophinnen jener Zeit, hat sie erzogen.«

»Wie traurig, dass Johanna vor Eifersucht verrückt geworden ist.«

»So heißt es. Aber das ist einer der Mythen, denen ich gerne mit deiner Hilfe auf den Grund gehen würde.«

»Ich wüsste nicht wie.«

»Indem du so denkst wie sie, dich einfach an ihre Stelle versetzt. Ich hätte gerne, dass du dein ganzes Bewusstsein auf diese Geschichte richtest. Schließlich bist du genauso alt wie sie. Du musstest auch deine Heimat verlassen und warst schon sehr früh auf dich selbst gestellt.«

An einem Septembertag im Jahr 1963 hatten meine Großeltern mich in das von Ordensschwwestern geführte Internat nach Madrid gebracht. Das altehrwürdige Gebäude hatte streng und düster auf mich gewirkt – eine hohe fensterlose Fassade, ein pompöses Portal und darüber das alte Wappen –, aber seine Nüchternheit entsprach meiner damaligen Stimmung. Ich hatte die gekachelte Eingangshalle durchquert und war auf eine kleinere Tür zugegangen, in dem Gefühl, eine lärmende Welt hinter mir zu lassen, die an der Katastrophe, die meine Kindheit jäh beendet hatte, ohnehin kein Interesse hatte. Weder Tag noch Nacht, weder die offene Landschaft noch das Treiben in den Städten verstanden meinen Kummer so gut wie jenes stille Kloster, in dessen Mitte sich eine einsame Pinie über einen winzigen Innenhofgarten ausbreitete, den nie jemand aufsuchte. Vier Jahre hatte ich inzwischen artig und schweigsam in diesem Internat verbracht. Meine Mitschülerinnen waren zwar freundlich zu mir, hielten aber einen gewissen Abstand, wahrscheinlich aus Angst vor der Tragödie, unter deren Schatten ich bei ihnen aufgetaucht war. Und die Nonnen trugen mit ihren guten Absichten noch zu meiner Isolierung bei. Vermutlich hatten sie die Mädchen ermahnt, verständnisvoll und einfühlsam mit mir umzugehen und bloß nicht an meinen Kummer zu rühren oder mich irgendwie traurig zu machen. Daraufhin wagten diese nicht einmal mehr, in meinem Beisein über ihre Heimfahrten oder ihre Familien zu sprechen, weil sie fürchteten, ich könnte bei der Erwähnung ihrer Eltern die Meinen plötzlich vermissen. Solche wohlgemeinten Ratschläge, mein introvertiertes Wesen und der Umstand, dass ich zumindest am Anfang von mir aus keine Neigung verspürte,

mein abruptes Waisendasein zu thematisieren, schränkten meine Möglichkeiten für engere Freundschaften erheblich ein. Erschwerend kamen meine guten Noten dazu, welche die Nonnen zum Anlass nahmen, mich bei jeder Gelegenheit den anderen gegenüber als Vorbild für die Überwindung von Problemen darzustellen, ohne zu merken, dass damit die Kluft zwischen mir und meinen Mitschülerinnen nur noch tiefer wurde.

»Ehrlich gesagt ist mir nicht ganz klar, welche Rolle du von mir erwartest. Natürlich kann ich Spekulationen über Johannas Gefühle anstellen, aber zwischen ihr und mir liegen Welten. Jahrhunderte. Wir sind Kinder aus zwei ganz unterschiedlichen Epochen. Ich wüsste nicht, wie du aus meinen Reaktionen auf ihre schließen willst.«

Wo der Unterschied sei, wenn es um Gefühle ginge, fragte er mich. Ich könnte Shakespeare lesen, Lope de Vega, die Gedichte von Góngora und von Garcilaso oder die Ritterromane und berührt sein. Die Zeit drehe sich weiter und die Umstände änderten sich, aber die Essenz der Leidenschaften, der Emotionen, der zwischenmenschlichen Beziehungen bliebe doch stets verblüffend ähnlich.

»Sieh das, worum ich dich bitte, als Kunststück an, als historisches Theaterstück. Ein Romanschriftsteller zum Beispiel, worin besteht seine Arbeit? Er sammelt Informationen und versetzt sich mit seiner Fantasie in das Denken und Fühlen der Figuren eines bestimmten historischen Ereignisses hinein. Literatur, Malerei, ja sogar die Musik, sind nichts anderes als die Versuche Einzelner, verfllossene Empfindungen und vergangene Zeiten einzufangen. Und dabei kommt es zu Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten, die sich nicht rational erklären lassen. Wenn man et-

was über den Schaffensprozess eines dieser Künstler liest, dann stößt man ganz häufig auf Passagen, in denen es heißt, sie würden sich von ihren Figuren oder von etwas Anderem, Unerklärlichem wie ›besessen‹ fühlen. Manche vergleichen ihre Inspiration deshalb mit dem Tun eines Mediums und behaupten, dass sie sich beim Schreiben fühlen wie unter einem Diktat oder, dass sie Visionen hätten und diese nur niederzuschreiben bräuchten. Und die Klassiker behalten deshalb ihre Aktualität, weil wir im Großen und Ganzen bis heute dieselben Dramen spielen und dieselben Geschichten erleben. Natürlich stellst du dir eine Liebesbeziehung freier vor, denn du wirst nie von einer Staatsräson zur Ehe gezwungen werden, aber wenn du verliebt bist, wird sich dein Hingezogensein zum anderen nicht allzu sehr von Johannes Gefühlen unterscheiden. Eins steht jedenfalls fest, du kannst dich sicher besser in ihre Gefühle hineinversetzen als ich.«

»Klingt überzeugend«, sagte ich lächelnd, »aber auch so, als wolltest du mich dazu überreden, in eine Zeitmaschine einzusteigen. Letzten Endes erzählst du mir nur eine Geschichte. Wenn du es gut machst, dürfte es mir nicht schwer fallen die Reise mitzumachen. Ich habe eine lebhaftere Fantasie. Ich kann es ja versuchen.«

»Es geht nicht nur um mich, weißt du? Auch du hast ein paar Fragen, die genauso in Johannes Leben vorkommen und die du gerne gelöst hättest. Zum Beispiel die Sache mit der Eifersucht. Das wirst du danach besser verstehen.«

Binnen weniger Monate hatte Manuel einiges über mich in Erfahrung gebracht. Ich hatte ihn im Frühjahr während des letzten Besuchs meiner Großeltern in Ma-

drid kennen gelernt. An jenem Tag trug ich ein Jackenkleid aus englischem Tweed, daran konnte ich mich genau erinnern, und dazu ein Halstuch von Hermes, das meine Großmutter mir geschenkt hatte. Ich ging in der Halle des Hotel Palace auf und ab und wartete darauf, dass sie von ihrem Zimmer herunterkämen, als ich ihn sah. Er wirkte wie aus einem anderen Jahrhundert. Er hatte schneeweißes Haar, dazu eine sehr helle, beinahe durchscheinende Haut, dichte dunkle Brauen, blaue Augen und einen Mund, dessen rote Lippen in starkem Kontrast dazu standen. Er saß verdrießlich mit übereinander geschlagenen Beinen in einem der damastbezogenen Sessel unter der Jugendstilkuppel der Empfangshalle und zog an seiner Zigarette. Abgesehen von seinem ungewöhnlichen Äußeren fiel mir auf, mit welcher Wonne er den Zigarettenrauch inhalierte. Später gestand er mir, auch er sei auf mich aufmerksam geworden, weil der Anblick einer jungen Frau mit der dunklen Haut der Tropen und einem nordischen Körperbau in Madrid eher selten sei. Das hörte ich nicht zum ersten Mal. Ich wusste, dass ich mit meinen 1,75 m die Blicke auf mich zog, obwohl ich mich selbst schlaksig fand, mir ein wenig wie eine Giraffe vorkam – ich hatte sogar die großen Augen und den samteneu, ausweichenden Blick dieses Tieres.

Als ich mich dann ebenfalls in einem Sessel der Halle niederließ, lächelten wir uns verständnisvoll an, wie zwei ungeduldige Wartende, die auf einem Bahnsteig oder am Flughafen Blicke wechseln. Endlich tauchte meine Großmutter aus dem Fahrstuhl auf, gefolgt von meinem Großvater. Mit über siebzig Jahren und seiner unerschütterlichen Selbstsicherheit war er noch immer ein attraktiver

Mann. Er hielt sich leicht gebeugt, als wollte er den Größenunterschied zu seiner Frau ausgleichen. Meine Großmutter war zierlich, sie ging sehr aufrecht und hatte eine einstudierte, unnatürliche Eleganz, die ihr von Leuten, die sie nicht gut kannten, rasch als Arroganz ausgelegt wurde. Sie trug ein beigefarbenes Kostüm und hatte sich das Haar im Friseursalon legen lassen. Bei meinem Anblick hellte sich ihre Miene auf. Mein Großvater fasste mich an den Schultern, hielt mich auf Armeslänge von sich weg und betrachtete mich, ehe er mir einen Kuss gab. Die Gebärde war typisch für ihn, aber mir kam es vor, als wollte er abschätzen, ob es nicht endlich an der Zeit sei, mich aus seiner Obhut zu entlassen.

Nachdem meine Großeltern mich umarmt hatten, kam Manuel hinzu und stellte sich vor. Er war von einer Agentur beauftragt worden, uns als privater Fremdenführer beim Besuch des Escorial zu begleiten. Er trug einen marineblauen Trenchcoat und einen karierten Schal, und ich weiß noch, dass mir seine Zigarettenmarke auffiel: Ducados. Er führte uns zu seinem Wagen, einem schwarzen, penibel geputzten Seat. Auf der Fahrt tauschten sich meine Großeltern mit ihm über die Franco-Diktatur und das Regime in unserer Heimat aus. Als sie sich danach zurücklehnten und die Landschaft betrachteten, wandte sich Manuel mir zu. Ich saß auf dem Beifahrersitz und stand ihm Rede und Antwort, als er mich nach meinen Lieblingsfächern fragte, nach meinem Eindruck von Madrid und ob ich viele Freunde hätte. In diesem Gespräch erfuhr ich, dass er Professor war und das Leben von Johanna der Wahnsinnigen und Philipp dem Schönen erforschte. Er fragte mich, ob ich mich in ihrer Geschichte auskenne.

Nicht besonders gut, antwortete ich. War Johanna nicht die Königin, die aus Liebe verrückt geworden ist? Das sei eine Legende, sagte er resigniert. Die wahre Geschichte ließe auch andere Auslegungen zu, aber kaum jemand wolle ihnen auf den Grund gehen. Johanna sei die Mutter König Karls I. von Spanien und V. von Deutschland gewesen, von dem es hieß, dass in seinem Reich nie die Sonne unterging. Demnach war sie die Großmutter von Philipp II., der das Kloster El Escorial erbauen ließ, wohin wir gerade unterwegs seien.

»Ehrlich gesagt«, gestand ich, »komme ich mit den ganzen Königen und Königinnen durcheinander.« Er lachte. Johanna sei etwas Besonderes gewesen, behauptete er, etwas ganz Besonderes.

»Du siehst ihr ähnlich. Sie war ein brünetter Typ und hatte schwarze Haare, genau wie du«, sagte er. »Ich habe noch nie jemanden getroffen, der ihr so sehr ähnelt.«

Ich rechnete mir aus, dass Manuel um die vierzig sein musste. Er erzählte mir, auch er habe seine Eltern schon sehr früh verloren. Seine Familie bestand nur aus einer einzigen Tante mütterlicherseits: Águeda. Obwohl er mich und meine Großeltern als – fantastisch gebildeter – Fremdenführer durch das Museum begleitete, stellte sich heraus, dass das nicht sein eigentlicher Beruf war. Dem für uns vorgesehenen Führer, einem Freund von ihm, sei etwas dazwischen gekommen, erklärte er, da war er aus Gefälligkeit für ihn eingesprungen.

Kurz nach meiner Ankunft in Spanien war ich schon einmal mit einem Fremdenführer im Escorial gewesen und in einer rasenden Geschwindigkeit durch die Säle gejagt worden. Es war etwas vollkommen Anderes, das altehr-

würdige Gebäude mit einem Geschichtsprofessor zu besichtigen, der nicht nur die Epoche Philipps II. und seiner Vorfahren eingehend studiert hatte, sondern uns und sich selbst mit der Vehemenz seiner gebärdensreichen Erläuterungen und dem tiefen, einnehmenden Klang seiner Stimme in jene Zeit zurückversetzte. Manuels historische Kenntnisse waren schon fast anrührend. Ich dachte, dass er sicherlich litt, weil er sich damit begnügen musste, nur in seiner Fantasie im 15. und 16. Jahrhundert zu leben. Als ich ihn vom Fenster angeleuchtet vor dem Bildnis Philipps des Schönen stehen sah, beschlich mich sogar der beunruhigende Eindruck, dass er ihm physisch ähnelte. Vor diesem Bild erwähnte er erstmals die erste Begegnung zwischen Johanna und Philipp. Er sprach so, als wäre er damals selbst Zeuge dieser augenblicklich entbrannten Liebe geworden, die das Brautpaar veranlasste, die Ehe noch in derselben Nacht zu vollziehen. Meine Großmutter musste irgendetwas bemerkt haben, jedenfalls unterbrach sie ihn und fragte nach der Sänfte neben dem Porträt. Er erläuterte, dass Philipp II. darin, bereits krank, seine letzte Reise von Madrid zum Kloster zurückgelegt hatte. Manuel berichtete von dessen Krankheiten, von der qualvollen Gicht, von seiner religiösen Exzentrizität und den vier Ehefrauen, die ihm eine nach der anderen weggestorben waren. Der König habe sich geißelt, sagte er, sich Dornenkronen aufgesetzt. Mit seinen Gemahlinnen verkehrte er durch ein Laken, das nur ein einziges, für die Fortpflanzung unerlässliches Loch aufwies. Er habe die Königinnen dazu verpflichtet, den Rosenkranz zu beten, während er ihnen beiwohnte. Er flehte den Höchsten um Vergebung an, sobald sich zwischen den Leinentüchern und der Dun-

kelheit das geringste Lustgefühl einstellte. Meine Großmutter blickte zu Boden und mein Großvater zu mir, als wollte er sich für die fehlende Selbstzensur in der Rede des Fremdenführers in Gegenwart eines jungen Mädchens entschuldigen, aber der Professor war in seinem Element und fuhr unbeirrt in seinem leidenschaftlichen Bericht fort.

Bevor sie sich verabschiedeten und nach London weiterreisten, händigte mir meine Großmutter einen Stapel alter Unterlagen aus dem Sekretär meiner Mutter aus, um die ich sie gebeten hatte. Als meine Eltern verstorben waren, hatte ich nämlich gemeinsam mit unserer alten Haushälterin Mariíta den Haushalt aufgelöst. Allen ihren Bitten zum Trotz, sie das doch allein erledigen zu lassen und mich nicht diesem Schmerz auszusetzen, hatte ich darauf bestanden und mich gemeinsam mit den Dienstmädchen meiner Tanten daran beteiligt. Ich war dort, als die Kleiderschränke ausgeräumt wurden, die Bücherregale, die Küchenmöbel, die Schreibtischschubladen, die Nachtschränkchen. Das Leben von uns Menschen ist voller Papier und ich bat darum, alle Papiere, die wir bei uns zu Hause fanden, behalten zu dürfen. »Dein Großvater hat die Lebensversicherungen und die wichtigen Unterlagen schon mitgenommen. Von den übrigen Papieren hat er nichts gesagt. Von mir aus kannst du sie haben und für später aufheben«, willigte Mariíta ein. Die Kleidung, die Schuhe, Gürtel und Halstücher konnte ich problemlos sichten und entscheiden, was ich davon behalten und was ich in Kisten packen und zur Kleidersammlung ins Kloster bringen wollte. Aber bei dem geringsten Blick auf die klare, steile Schrift meiner Mutter oder die kursiven Schnör-

kel meines Vaters wurde ich von Kummer überwältigt und von Schluchzern geschüttelt. Es dauerte fünf Jahre, bis ich mich endlich in der Lage fühlte, die Papiere anzuschauen. Ich nahm mir die Unterlagen im stillen Schlaftrakt des Internats vor, wo ich ein kleines Zimmer mit einem Eisenbett, einem Kleiderschrank, einem Waschbecken und einem Stuhl bewohnte, dessen hohes Fenster den Blick auf die einsame Pinie im Innenhof freigab. Während der ersten Jahre hatte ich im großen Saal geschlafen, wo rechts und links vom Mittelgang unsere Schlafnischen aufgereiht waren, durch niedrige Zwischenwände voneinander getrennt und nach vorn mit einem weißen, gestärkten Vorhang geschlossen. Um sieben Uhr früh ging sommers wie winters eine Nonne den Gang im Schlafsaal entlang und klatschte in die Hände, um uns zu wecken. Wenige Minuten später kam sie an jede Nische und zog abrupt den Vorhang zur Seite, um sich zu vergewissern, dass wir bereits aufgestanden waren und an unserem kleinen Waschbecken standen. An diese Lagertaktik konnte ich mich nie gewöhnen. Glücklicherweise hatte ich vor einem Jahr ein kleines Einzelzimmer im Schlaftrakt der Älteren bezogen. Ich hatte mich gefühlt, als würde ich von einer Pension in ein Fünf-Sterne-Hotel umziehen. Da ich an Schlafstörungen litt, räumte mir Mutter Luisa Magdalena, die sowohl für den Schlafsaal als auch für die Krankenstation zuständig war, mit Rücksicht auf mein tragisches Schicksal das Privileg ein, nachts das Licht brennen zu lassen, bis ich einschlafen konnte.

Ich hatte eiskalte Hände, als ich im Schlafanzug auf der Bettkante saß, die Decke über den Schoß gebreitet, und das Päckchen von meiner Mutter aufschnürte. Mein

innerer Aufruhr, als ich das Bündel, das mein Leben in ein Vorher und ein Nachher unterteilte, wieder in Händen hielt, war kaum zu bändigen. Es enthielt fünf große Umschläge und mehrere Bücher. Bei einem musste ich schmunzeln: *Die Sexualität des Menschen* von Frau Dr. Stella Cerutti. Diese Bücher hatte meine Mutter unter Verschluss gehalten, damit sie mir nicht in die Finger fielen. Ich hörte sie noch sagen: »Irgendwann ist es so weit, jetzt bist du noch zu jung dafür«, und mir war nicht klar, ob sie je gemerkt hatte, dass ich einmal mit einer Messerklinge die Ritze ihres Sekretärs bearbeitet und das Schloss geöffnet hatte. Ich hatte *Schöne neue Welt* von Aldous Huxley gelesen und war daraufhin ganz versessen auf Geschichten aus anderen Welten und anderen Zeiten, und ich hatte das mit Querschnittzeichnungen der weiblichen und männlichen Geschlechtsteile illustrierte Sexualekundebuch durchgeblättert. Aus Angst, ausgerechnet mit diesem Buch erwischt zu werden – das mir verbotener zu sein schien als Huxley – hatte ich nur hastig den Abschnitt über den Koitus überflogen. Zu jenem Zeitpunkt brannte ich darauf zu erfahren, was mit einem Brautpaar eigentlich in der berühmtesten ›Hochzeitsnacht‹ geschah, die unter meinen Freundinnen den Stoff für unzählige Spekulationen lieferte. Mein eigener Körper hatte mich bereits gelehrt, dass es irgendetwas mit der Stelle zu tun haben musste, die meine Mutter ›*da unten*‹ nannte. »Fass dich nicht *da unten* an. Wasch dich ordentlich *da unten*.« Und ich war davon überzeugt, dass die rätselhafte Handlung zwischen Mann und Frau, die nie offen zur Sprache kam, aber stets stillschweigend gemeint war, wenn es hieß ›mit einem Mann schlafen‹ und so weiter, darin bestand, dass sich die Paare

mit den Schößen vereinigten. Was ich mir damals nicht recht vorstellen konnte, war die dafür notwendige Verrenkung, denn die Mechanik der Erektion war mir noch unbekannt. Daher malte ich mir aus, dass sich Mann und Frau, aus entgegengesetzten Richtungen, mit gespreizten Beinen, auf der Seite liegend für den Geschlechtskuss aufeinander zu schoben, wobei jede Annäherung ihrer Gesichter unmöglich war. Kurzum, eine extrem unbequeme Pirouette, die sich jeder romantischen Verlockung entzog und deren Varianten ich erforschte, indem ich nackte Männer und Frauen in mein Heft zeichnete. Doch als ich las, dass sich der Penis mit Blut füllte und anschwellte wie ein Gummireifen, um anschließend in die Vagina einzudringen und das Jungfernhäutchen zu durchstoßen, schien mir der Lustgewinn zwar kaum größer zu sein, aber immerhin war es logischer und erklärte, warum nackte Paare in der Regel in horizontaler Lage dargestellt wurden. Ich musste lachen, als ich das Buch sah und mich an meine kindliche Unbedarftheit erinnerte.

Ich leerte die großen Umschläge einen nach dem anderen auf das Bett aus und legte alles, was mit dem Alltag zu tun hatte, wie Abholscheine für die Reinigung, Quittungen u. ä., auf einen anderen Stapel als die Briefe, Notizen und Aufzeichnungen. Zwischen Bestellscheinen, Geburtstagseinladungen meiner Freundinnen, Visitenkarten und Kindheitsfotos von mir fand ich eine Postkarte aus Italien von Isis, Mutters kolumbianischer Freundin, die in New York lebte. Mir fiel der Ton auf: »Du hättest mitkommen sollen. Es hätte dir so gut getan.« Bei der Beerdigung meiner Eltern war Isis nicht von meiner Seite gewichen. Keiner von den Verwandten hatte so geweint wie sie. Sie hör-